



■ Marthahaus

Schifferstraße 65 - 67
60594 Frankfurt am Main

Telefon 069 / 9 62 47 - 0
Fax 069 / 9 62 47 - 199
Email g.sandhop@egpffm.de

Leitung Gabriele Sandhop

Träger Evangelische Gesellschaft gemeinnützige GmbH.
Mitglied im Dachverband: Diakonisches Werk in Hessen-
Nassau

„Hier darf nicht gestört werden!“

Wie das Leben so spielt: Es sind Fügungen, die Menschen zusammenbringen. Und in diesen Begegnungen kann sich etwas ereignen, das diesen Menschen hilft, das Leben gelassener zu bestehen. Von solch einer Begebenheit berichtet Elisabeth Damm, Wohnbereichsleiterin im Frankfurter Marthahaus.

Sie erzählt, wie sich zwei demenzkranke Bewohnerinnen, die beide kaum mehr der Sprache mächtig sind, einander Zuwendung und Geborgenheit gegeben und wodurch sie sich als Person gegenseitig wichtig wurden. Seit 2004 trägt Elisabeth Damm im Marthahaus für 39 Bewohner Verantwortung, von denen acht in einer kleinen separierten Wohngruppe leben. Diese wurde speziell für Demenzkranke im fortgeschrittenen Stadium eingerichtet. Die Finanzierung dafür ist durch das städtische Sofortprogramm möglich, das die Stadtväter und -mütter im Römer 1999 beschlossen und das seit 2001 läuft.

Elisabeth Damm, die schon erlebt hat, wie anstrengend es für Bewohner und Mitarbeiter ist, wenn 34 schwerst-demenzkranken Menschen auf einem geschlossenen Wohnbereich zusammenleben, erfährt sie diese überschaubare Gruppe von acht bis elf Personen als eine ideale Wohnform. Diese sollte für möglichst alle Menschen, die in Heimen leben, umgesetzt werden, meint sie, auch wenn dafür mehr Mitarbeiter erforderlich seien.

Als die kleine Wohngruppe im Jahre 2003 startete, lebten die Bewohner zunächst im Parterregeschoss des Marthahauses. Damals waren sie noch so fit, dass sie gemeinsam selbständig am Tisch frühstückten. Sie stellten Obstsalate her und verrichteten leichte hauswirtschaftliche Tätigkeiten und waren insgesamt recht aktiv. Im Jahre 2004 zog dann die Gruppe – u.a. aus Sicherheitsgründen - in den ersten Stock in Räumlichkeiten um, die baugleich mit denen im Parterre sind. „Ein Umzug kann nicht nur die Wohnbedingungen, sondern auch einen alten und demenzkranken Menschen verändern, der sich ohnehin krankheitsbedingt in einem Abbauprozess befindet“, berichtet Damm.

Daher kann der Umzug dazu beigetragen haben, dass die Agilität und Vitalität der Gruppenmitglieder nachließ. Das Frühstück konnte nicht mehr als Buffet angeboten werden. Und auch der Antrieb für die anderen Tätigkeiten sei zurückgegangen. Die Mitarbeiter hätten z.B das Frühstücksbuffet noch gerne aufrechterhalten. „Aber es ging

einfach nicht mehr. Die Menschen wussten auch nichts mehr mit dem Besteck anzufangen.“ Das Essen musste nun angereicht werden. Und was die Erkrankten nicht mehr selbst tun konnten, sei von den Mitarbeitern übernommen worden. Auch kleinste Erinnerungsimpulse hätten zumeist keine Reaktionen mehr bei den Bewohnern ausgelöst.

Unterdessen sind drei Personen verstorben und es ziehen neue Menschen in die Gemeinschaftswohnung ein, in der jeder sein eigenes Zimmer hat. Gerade sei ein neues Mitglied gekommen. Eine Dame, die sehr desorientiert sei. „Sie läuft viel hin und her und wir schauen, was sie macht,



Elisabeth Damm (links) bei der Dienstplanung mit Mitarbeiterin Yodit Tsegai

wenn sie am Esstisch sitzt. Wir beobachten erst einmal, welche Ressourcen sie hat und versuchen, entsprechend zu handeln.“ Dadurch werde sich für die Gruppe und auch für die Mitarbeiter einiges ändern. Denn nun werden wieder Aktivitäten möglich, die die neuen Gruppenmitglieder tätigen möchten. „Im Team versuchen wir herauszufinden, was ist für den Bewohner, die Bewohnerin angemessen und was wirkt fördernd.“ Durch die neuen Bewohner können die Mitarbeiter eventuell an alte Aktivitäten anknüpfen. Elisabeth Damm unterstreicht: „Für diese neue Situation sind die Mitarbeiter offen. Beobachten sie hingegen, dass die Bewohner Ruhe bevorzugen, respektieren sie das und erzwingen keine Aktivitäten.“

Sie ist froh, dass die gerade neu eingezogene Bewohnerin, die sich kaum noch sprachlich mitteilen kann, in der Wohngruppe ein neues Zuhause gefunden hat. Nun sei sie eine Woche in der Gruppe und habe unterdessen Kontakt

zu einer anderen Bewohnerin – eine ehemalige Krankenschwester – geknüpft. Diese könne auch nur noch schwerlich sprechen. Die beiden hätten alsbald eine Nähe zueinander gefunden, die dazu geführt habe, dass sie ihr Bett teilten. Zwei Nächte hätten sie dies bisher getan. „Wir haben damit keine Probleme,“ sagt Damm. „Ich habe es den Töchtern erzählt, denn das ist ja eine sehr nahe Begebenheit.“ Dabei habe sich die eine Tochter darüber gefreut, dass Mutti schon so gut „angekommen“ sei.

Elisabeth Damm hat sich selbst gefragt, wie es so rasch kam, dass sich die beiden so begegnen konnten: „Denn sie sitzen weder bei Tisch nebeneinander, noch sitzen sie sich gegenüber.“ Das heißt, dass sie auch keinen direkten Blickkontakt haben können.

Und als die Nachtwache die beiden im Bett gesehen habe, sei die alte Dame, die früher Krankenschwester war, beschützend aufgetreten und habe mit Gesten signalisiert:

„Hier darf nicht gestört werden!“

Die beiden Bewohnerinnen können sich aus sich heraus etwas geben, was die Mitarbeiter gar nicht geben könnten: gemeinsame Geborgenheit durch beschützende körperliche Nähe. Die beiden nehmen sich von dieser Ebene in besonderer Weise wahr, da sie sich ja auch kaum noch sprachlich äußern könnten. Wenn das ihre eigentliche Kommunikationsebene sei, dann müsse diese auch lebbar sein. Eine Kultur des gegenseitigen Geborgenseins und der Fürsorge, die so selbstverständlich, aber dennoch im allgemeinen Denken ein Novum zu sein scheint. Elisabeth Damm bedauerte in diesem Zusammenhang: „Eigentlich schade, dass es in hiesigen Heimen nicht wenigsten ein Zimmer für zwei Personen gibt.“

*Das Gespräch mit Elisabeth Damm führte
Beate Glinski-Krause – Text und Redaktion*

Mit freundlicher Unterstützung von:

Dr. Bodo Sponholz-Stiftung